

ERICH WEEDE

Mensch und Gesellschaft



Mohr Siebeck

Mensch und Gesellschaft

Soziologie aus der Perspektive
des methodologischen Individualismus

von

Erich Weede



J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Weede, Erich:

Mensch und Gesellschaft : Soziologie aus der Perspektive des
methodologischen Individualismus / von Erich Weede. –

Tübingen : Mohr, 1992

ISBN 3-16-145898-2 brosch.

ISBN 3-16-145899-0 Gewebe

eISBN 978-3-16-163176-4 Gewebe unveränderte eBook-Ausgabe 2024

© 1992 J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde gesetzt aus der Linotype-Garamond von Computersatz Staiger in Pfäffingen, gedruckt von der Druckerei Gulde in Tübingen auf archivfähigem Werkdruckpapier der Papierfabrik Gebr. Buhl in Ettlingen und gebunden von der Großbuchbinderei Heinr. Koch in Tübingen.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	V
1. Einleitung: Soziologie als Erfahrungswissenschaft	1
2. Individuum und Gruppe	11
3. Soziale Normen	23
4. Abweichendes Verhalten und Kriminalität	41
5. Aktivität, Interaktion und Gefühl im Gruppenleben	53
6. Position, Status und Rolle	65
7. Sozialisation	72
8. Referenzgruppen	78
9. Der lernpsychologische Erklärungsansatz für soziales Handeln	81
10. Der ökonomische Erklärungsansatz für soziales Handeln (rational choice)	97
11. Kollektives Handeln, Rationalität und Solidarität	118
12. Familie und Verwandtschaft	132
13. Arbeitsteilung und Tausch, Transaktionskosten und soziales Kapital	145
14. Schichten, Klassen, Mobilität	160
15. Macht, Herrschaft und Bürokratie	170
16. Demokratie und Mehrheitsentscheidungen	189
17. Ungleichheit und Umverteilung	207
18. Legitimität, Religion und Recht als Sozialkapital	226

19. Bewußtsein, Wissen und Wissenschaft	237
20. Die Entwicklung der kapitalistischen Marktwirtschaft: Aufstieg und Niedergang?	249
21. Gewalt, Rebellion und Revolution	262
22. Staat, Krieg und Nation im internationalen System	285
23. Abschließende Bemerkungen	304
Literaturverzeichnis	310
Personenregister	328
Sachregister	332

Vorwort

Dieses Buch ist eine Gesamtdarstellung der Soziologie aus der Perspektive des methodologischen Individualismus. Soziale Erscheinungen sollen letztlich durch individuelles Handeln und Handlungsanreize für Individuen erklärt werden. Dieser Ansatz ist gleichzeitig in den theoretischen Sozialwissenschaften dominant und doch nur eine Minderheitenposition in der Soziologie. Das ist merkwürdig, denn von ihren Fragestellungen her gibt es viele Überschneidungen von Mikrosoziologie und Sozialpsychologie, sogar von Mikroökonomie und Mikrosoziologie, von Makrosoziologie und Ökonomie oder Politikwissenschaft. Obwohl Psychologen einerseits und Ökonomen einschließlich der Public Choice-Theoretiker, die politikwissenschaftliche Fragen mit Hilfe des ökonomischen Erklärungsansatzes behandeln, andererseits den methodologischen Individualismus auf unterschiedliche Art praktizieren, bleibt es merkwürdig, daß das Fach Soziologie von methodologisch individualistischen Fächern eingekreist ist, aber dennoch zur Absonderung von und nur selten zur Auseinandersetzung mit den Nachbarwissenschaften tendiert. Das irritiert mich besonders deshalb, weil Soziologen durchaus Anlaß dazu haben, die Psychologen um die strenge experimentelle Prüfung ihrer Hypothesen und die Ökonomen um die stringente und geschlossene Theorie jedenfalls in der Mikroökonomie zu beneiden. Das vorliegende Buch will zur Überwindung des Separatismus der Soziologie gegenüber den anderen theoretischen Sozialwissenschaften beitragen.

Meine Entscheidung für den methodologischen Individualismus sorgt gleichzeitig für eine breite, über das Fach Soziologie hinausgreifende sozialwissenschaftliche Perspektive und für eine Verengung der ›soziologischen‹ Perspektive, wenn man darunter versteht, was Soziologen lehren und erforschen. Die Arbeiten prominenter Soziologen, die nicht dem methodologischen Individualismus zuzurechnen sind, wie Habermas oder Luhmann, werden vernachlässigt. Um meine ei-

gene Position zu verdeutlichen und abzugrenzen, habe ich allerdings den Weg der Auseinandersetzung mit einigen Klassikern gewählt, die entweder keine konsequent individualistische Position vertreten, wie Weber in seinen Bürokratieanalysen (vgl. 15. Kapitel) und Marx in seiner Theorie der Überwindung des Kapitalismus (vgl. 20. Kapitel), oder die sich gar explizit gegen individualistische Auffassungen wenden, wie Durkheim (vgl. 13. Kapitel).

Innerhalb der Sozialwissenschaften – nicht nur innerhalb der Soziologie oder gar der deutschen Soziologie – am einflußreichsten ist der ökonomische Erklärungsansatz für menschliches Handeln (vgl. 10. Kapitel), der auch oft als Nutzentheorie oder Werterwartungstheorie oder ›rational choice‹ bezeichnet wird. Im Bereich der Makrosoziologie (ab 11. Kapitel) hat sich dieser Ansatz meines Erachtens als fruchtbarer als alle anderen Ansätze erwiesen. Deshalb dominiert diese Perspektive die makrosoziologischen Kapitel. Das bedeutet natürlich nicht, daß mit ›rational choice‹ alle makrosoziologischen Probleme lösbar sind, und schon gar nicht, daß sie schon gelöst sind. Aber zumindest die Fruchtbarkeit dieser Perspektive hoffe ich aufzuzeigen.

Im mikrosoziologischen Teil, d.h. in den ersten zehn Kapiteln, wobei vor allem das zehnte die Brücke zur Makrosoziologie darstellt, ist das Buch heterogener. Diese Heterogenität beschränkt sich nicht nur darauf, daß ich den lernpsychologischen Erklärungsansatz nicht sofort und endgültig und für alle Problembereiche aufgeben will. In Anbetracht der Verwandtschaft zwischen dem lerntheoretischen und dem ökonomischen Erklärungsansatz wäre das allein wohl noch ein handhabbares Ausmaß an Heterogenität der theoretischen Perspektiven.

Die Heterogenität des mikrosoziologischen Teils resultiert aus dem Stand der theoretischen und empirischen Forschung im Rahmen des methodologischen Individualismus. Das wird am deutlichsten, wenn man sich die beiden Nachbardisziplinen der Soziologie ansieht, die beide methodologisch individualistisch orientiert sind, nämlich die Sozialpsychologie und die Nationalökonomie. In der Sozialpsychologie gibt es eine Vielfalt gut abgesicherter empirischer Befunde, eine Vielzahl von einzelnen Hypothesen oder Hypothesenbündeln, die man vielleicht als Theorien kleiner oder mittlerer Reichweite bezeichnen kann, aber kein umfassendes Paradigma, das in Reichweite und Akzeptanz dem neoklassischen Ansatz in der Nationalökonomie vergleichbar ist. Weil die Sozialpsychologie eher der Mikrosoziologie, die Nationalökonomie eher der Makrosoziologie theoretische Anstöße

vermittelt, ist es nicht verwunderlich, daß die beiden Teilbereiche der Soziologie gewisse Ähnlichkeiten mit ihren jeweils wichtigsten Nachbardisziplinen teilen.

Wer akzeptiert, daß die größere Heterogenität des mikro- als makrosoziologischen Teils des Buches den Stand der Disziplin darstellt, muß sich gewisse Sorgen machen. Denn aus der Perspektive des methodologischen Individualismus liegt es eigentlich nahe, die Makrosoziologie auf einer soliden psychologischen – auch die Mikroökonomie ist (oder enthält) meines Erachtens eine psychologische Theorie – und mikrosoziologischen Basis zu begründen. Alle einigermaßen erfolgreichen und umfassenden Versuche, Makrosoziologie, Nationalökonomie oder Politikwissenschaft (vor allem als Public Choice) zu betreiben, bauen aber bisher auf einer sehr fragwürdigen Theorie des individuellen Entscheidungsverhaltens auf, die replizierbare experimentelle Befunde nur als Anomalien einstufen, nicht aber befriedigend erklären kann. Dieses Problem wird im 10. Kapitel ausführlicher besprochen.

Unübersichtlicher noch als durch Anomalien, die die ›rational choice‹-Perspektive direkt in Frage stellen, wird die Lage durch Ansätze, die nicht im Widerspruch zu oder auch nur in Konkurrenz zu ›rational choice‹ stehen, sondern in weitgehend ungeklärter logischer Beziehung daneben. Das gilt meines Erachtens etwa für Hofstätters ›Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens‹ (vgl. 2. Kapitel) oder für die Kontakt-Sympathie-Regel (vgl. 5. Kapitel) oder für die Referenzgruppen (vgl. 8. Kapitel), die unsere Werte und Beurteilungsmaßstäbe beeinflussen.

Bei den Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens kann man zwar Entscheidungssituationen konstruieren, wie es etwa ›rational choice‹ nahelegt, aber das scheint weder dem subjektiven Erleben der Beteiligten zu entsprechen (was noch kein gewichtiger Einwand ist), noch überlegene Erklärungsleistungen zu ermöglichen. Aber die Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens können auch nicht einfach als ein Problem beiseite gelegt werden, das mit den als ›rational choice‹ behandelten Problemen nichts zu tun hat. Denn Ignoranz, einschließlich der aus ›rational choice‹-Perspektive sehr gut analysierbaren ›rationalen Ignoranz‹, ist meines Erachtens ein wesentlicher Auslöser für Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens, vor allem dort, wo diese unangemessen sind.

Wegen der sozialen Bedeutsamkeit von Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens, ob bei der Setzung von Normen, der Abgrenzung

von Familie oder Nation oder auch der Wissenschaften untereinander, und wegen der weitgehend unanalysierten Beziehung zwischen ihnen und rationalem bzw. nutzenmaximierendem Entscheidungsverhalten, gibt es in diesem Buch neben dem ›rational choice‹-Hauptstrom immer auch Nebenströmungen, die im Mikroteil den Eindruck des Eklektizismus (im Rahmen des methodologischen Individualismus) erwecken und auch den Makroteil nicht verschonen. Das ist nicht nur für viele Leser, sondern auch für den Verfasser ein Ärgernis. Für mich persönlich wäre allerdings die Integration durch Weglassen aller Befunde, die nicht erkennbar in der Beziehung der Kompatibilität oder des Widerspruchs zum hier favorisierten ›rational choice‹-Erklärungsansatz stehen, ein noch größeres Ärgernis. Die Verbesserung der Mikrofundierung der Makrosoziologie und verwandter Sozialwissenschaften ist hier zwar nicht gelungen (und meines Erachtens auch anderswo nicht), aber die Notwendigkeit dieser Aufgabe soll zumindest im Blickfeld bleiben.

Gerade weil ich es für wichtiger halte, eine Vielzahl von Mikrobefunden und dazugehörigen Erklärungsversuchen zu besprechen, als schon hier mich auf einen und nur einen theoretischen Ansatz festzulegen, habe ich die zentralen theoretischen Kapitel (9 bis 11) in der Mitte des Buches und nicht am Anfang untergebracht. Die mikrosoziologischen Kapitel sind recht eklektisch und nehmen stellenweise auch wichtige theoretische Punkte vorweg. Die zentralen theoretischen Kapitel wiederholen zwar einige vorher eingeführte Hypothesen, bemühen sich aber um eine systematische Darstellung relativ umfassender Erklärungsansätze, wobei jetzt nicht ohne weiteres integrierbare Befunde und Hypothesen – nicht aber widersprüchliche Befunde – übergangen werden. Diese zentralen theoretischen Kapitel sind einerseits eine partielle Synthese vieler vorhergehender Befunde oder Hypothesen und bei der Darstellung des ›rational choice‹-Ansatzes im zehnten und elften Kapitel auch die Mikrofundierung der Hauptargumente in den folgenden Kapiteln. Der Zustand der Fundamente wird aber nur durch das Buch im Ganzen, auch durch seine Heterogenität und seine ungelösten Probleme, erkennbar.

Köln, Oktober 1991

Erich Weede

1. Einleitung: Soziologie als Erfahrungswissenschaft

Soziologie ist – oder sollte sein – eine Erfahrungswissenschaft. Damit stellt sich das Abgrenzungsproblem: Woran kann man erkennen, ob ein Satz der Erfahrungswissenschaft zuzurechnen ist oder nicht? Nach einer überholten, positivistischen Auffassung von Erfahrungswissenschaft besteht diese neben Definitionen vor allem aus wahren und als wahr erkannten, also verifizierten, Aussagen. Abgrenzungskriterium der Wissenschaft wäre danach die Verifikation. Ungeprüfte Hypothesen sind un- oder vorwissenschaftlich. Wissenschaftlicher Fortschritt besteht in der Akkumulation von verifizierten Aussagen. Rückschläge bei unserer Suche nach Erkenntnis sind dabei nicht vorgesehen, denn der Positivist unterstellt ja die Möglichkeit der Verifikation und damit, daß wir Gewißheit über den Besitz der Wahrheit erlangen können. (Warum das unmöglich ist, wird bei Albert, 1991, ausführlich dargestellt.)

In seinem erstmals 1934 erschienenen Werk »Logik der Forschung« hat Karl Popper (1969a) diese Auffassung von Erfahrungswissenschaft kritisiert. Betrachten wir die simple Aussage: Alle Schwäne sind weiß. Es ist grundsätzlich unmöglich, die Wahrheit dieser Aussage zu beweisen. Man müßte die ganze Welt absuchen und prüfen, ob alle Schwäne wirklich weiß sind. Kein einziger Schwan darf dabei übersehen werden. Selbst wenn das gelänge, wüßten wir noch nicht, ob es vielleicht in der Vergangenheit nicht-weiße Schwäne gegeben hat, oder ob vielleicht morgen schon ein nicht-weißer Schwan geboren wird. Das Verifikationskriterium bringt uns also schnell in allergrößte Schwierigkeiten.

Popper (1935/1969a) hat deshalb vorgeschlagen, nicht länger die Verifikation, sondern die Falsifikation bzw. deren Möglichkeit, also die Falsifizierbarkeit, zum Abgrenzungskriterium von Erfahrungswissenschaft zu erheben. Der Satz »alle Schwäne sind weiß« ist zwar nicht verifizierbar, aber leicht falsifizierbar. Dazu reicht es, daß wir einen ein-

zigen nicht-weißen Schwan beobachten. Nach Poppers Abgrenzungskriterium ist nicht die Wahrheit unserer Verallgemeinerungen Merkmal wissenschaftlicher Aussagen, sondern nur die Prüfbarkeit. Wissenschaft zeichnet sich dadurch aus, daß man weiß, welche Beobachtungen von unseren Hypothesen verboten sind, welche Beobachtungen uns zur Revision der Hypothesen zwingen, falls wir sie entgegen unseren Erwartungen dennoch machen. Wissenschaftlicher Fortschritt besteht nach dieser Auffassung in der schrittweisen Überwindung falscher Hypothesen. Wahrheit ist zum erkenntnisleitenden Ideal geworden, Gewißheit über den Besitz der Wahrheit kann es nicht mehr geben.

Aber auch Poppers Falsifizierbarkeit ist noch problematisch. Bei Popper ist zwar Bestätigung immer nur vorläufig, ist Bestätigung äquivalent mit »trotz Überprüfung bisher noch nicht widerlegt«, aber Falsifikation erscheint solide und endgültig. Das setzt voraus, daß wir uns bei unseren Beobachtungen grundsätzlich nicht irren, daß die Datenbasis nicht nur solide, sondern sogar perfekt ist. Die Annahme fehlerfreier Beobachtungen ist sogar in den exakten Naturwissenschaften übertrieben, in den Sozialwissenschaften aber klar realitätsfremd. Sobald wir aber Beobachtungsfehler zulassen, wird es möglich, daß wahre Hypothesen aufgrund falscher Daten zurückgewiesen werden, daß falsche Hypothesen aufgrund falscher Daten bestätigt erscheinen. Verifikation und Falsifikation sind dann gleichermaßen vorläufig geworden. Forschung kann nicht mehr nur zum Fortschritt durch Akkumulation von Verifikationen (wie nach positivistischer Auffassung) oder durch zunehmende Elimination von Fehlern (wie nach Popper'scher Auffassung), sondern auch zu Rückschlägen führen.

Poppers Asymmetrie von Verifikation und Falsifikation beruhte auf der realitätsfremden Annahme, daß wir über eine perfekte Beobachtungs- oder Datenbasis verfügen, daß unerwartete Ereignisse folglich immer den Hypothesen und nie den Daten angelastet werden sollen. Würde man umgekehrt vorgehen, also unerwartete Ereignisse auf Beobachtungsfehler schieben, dann könnte man seine Hypothesen ja vortrefflich gegen Kritik immunisieren, könnte allerdings auch nicht aus Erfahrung lernen. Trotz dieses vernünftigen Hintergrunds von Poppers (1935/1969a, S. 73) Empfehlung, unerwartete Ereignisse zur Kritik von Hypothesen anstatt von Daten zu verwenden, ist die Kur zu radikal.

Lakatos (1974), ein Schüler Poppers, unterläßt die Festschreibung der Beobachtungsbasis, tut nicht mehr so, als ob wir jemals perfekte Daten hätten. Nach seinen Auffassungen sind Theorien und Daten

grundsätzlich gleichermaßen hypothetisch und vielleicht fehlerhaft. Er unterscheidet zwischen einem sog. harten Kern von Theorien oder Überzeugungen, die nicht direkt prüfbar sind, und peripheren Hypothesen, die wir hinzuziehen müssen, um zu prüfbaren Aussagen zu kommen. Dazu ein von mir zu verantwortendes Beispiel:

Oft wird die Auffassung vertreten, daß Unzufriedenheit in der Bevölkerung politische Instabilität erzeuge (vgl. Kapitel 21 unten). Diese Aussage gehört zwar zum sog. harten Kern von etlichen soziologischen Erklärungsansätzen, ist aber allein nicht prüfbar. Zusätzlich müssen wir Annahmen über die Messung von Unzufriedenheit und Instabilität machen. Wie diese Annahmen aussehen könnten, will ich für einen international vergleichenden Untersuchungsplan skizzieren:¹

Man könnte etwa unterstellen, daß die Unzufriedenheit dort besonders groß ist, wo die Menschen schon schreiben können, meist in Städten wohnen und sich in den Massenmedien informieren, wo aber das Wohlstandsniveau noch niedrig ist. Oder man könnte alternativ unterstellen, daß die Unzufriedenheit einfach mit sinkendem Einkommen steigt. Oder man könnte die Unzufriedenheit für eine Funktion der Ungleichheit der Einkommensverteilung halten. Vielleicht sind einzelne dieser Zusatzannahmen über die Hintergrundbedingungen von Unzufriedenheit richtig, andere aber falsch. Ähnlich müssen wir auch Annahmen auf der Instabilitätsseite unserer Hypothese machen. Vielleicht erfassen wir Instabilität über die Anzahl der Staatsstriche oder die Todesopfer bei innenpolitischen Machtkämpfen.

Angenommen wir haben uns für bestimmte Annahmen und Meßprozeduren bei Unzufriedenheit und Instabilität entschieden, finden aber nicht den erwarteten Zusammenhang. Das kann zwei Gründe haben. Entweder ist die Aussage aus dem sog. harten Kern falsch, daß Unzufriedenheit zur Instabilität führe, oder eine unserer Zusatzannahmen und Meßprozeduren ist fehlerhaft. (Der Ausdruck »harter Kern« ist übrigens unglücklich gewählt, weil damit nur subjektive Glaubensstärke des Wissenschaftlers, nicht objektive Wahrheit gemeint ist.)

Nach Popper sollte man dann ja die Hypothese aus dem harten Kern zurückweisen, nach Lakatos aber nicht. Klappt die Bestätigung einer Erwartung nicht, dann darf der Wissenschaftler nach Lakatos zunächst

¹ Gründlichere Behandlungen der dabei auftretenden Probleme findet man bei Muller (1985a, 1986) und Weede (1975b, 1986a, 1986c).

die peripheren Zusatzannahmen kritisieren und diese durch andere ersetzen. Vielleicht gelingt dann die Bestätigung. Erst wenn man immer wieder scheitert, d.h. wenn der harte Kern immer nur Erwartungen produziert, die nicht eintreffen, wird bzw. soll man ihn aufgeben.

Beim Übergang von Popper zu Lakatos hat sich also dreierlei geändert: (a) Der Wissenschaftler sucht nicht mehr Falsifikation, sondern Bestätigung, (b) Kritik richtet sich nicht mehr gegen den Kern, sondern gegen die Peripherie, (c) Mißerfolge und Zweifel an Kerngedanken widerlegen eine dem Kern zugehörige Hypothese nicht mehr sofort, sondern erst nach mehrfachem Auftreten. Wie schnell oder langsam man Gedanken aus dem harten Kern aufgeben soll, läßt sich dann allerdings nicht mehr exakt sagen, d.h. Wissenschaft wird an dieser Stelle zur Kunst. Daß wissenschaftlicher Fortschritt überhaupt noch möglich ist, kann nur noch auf den Fehlerausgleich von verschieden irrenden Wissenschaftlern zurückgeführt werden.

Dieser wissenschaftsphilosophische Vorspann sollte vor allem klarstellen, daß Wissenschaft nicht auf Felsengrund aufbaut, sondern auf Sumpf und Treibsand. Rückschläge beim Erkenntnisfortschritt sind jederzeit möglich. Es gibt keine Garantie dagegen. Gewißheit über den Besitz der Wahrheit vermittelt vielleicht die Theologie (auch in ihren atheistischen Varianten), aber nicht die Wissenschaft. Wissenschaft lebt von dauernden Überprüfungsversuchen, wobei in Anbetracht der Ungewißheit allen Wissens Popper (1969) und Lakatos (1974) nur extreme Strategien der Schuldzuweisung bei unerwarteten Ereignissen an Kern oder Peripherie beschreiben, die meisten Wissenschaftler in der Praxis mal so und mal so verfahren werden.

Mit Andersson (1988) kann man gegen Lakatos' (1974) Methodologie der Forschungsprogramme einwenden, daß damit Konventionalismus, d.h. die Festschreibung von Behauptungen durch Konvention und Konsens, und Induktionismus rehabilitiert werden. Aber weder bei den Beobachtungen noch beim sog. harten Kern von Forschungsprogrammen können Konventionen oder Konsens von Wissenschaftlern die Prüfung ersetzen. Aus dem Erfolg eines Forschungsprogrammes in der Vergangenheit auf seine Leistungen in der Zukunft schließen zu wollen, das wäre ein induktivistischer Fehlschluß.²

² Praktisch ist es allerdings sehr schwer, ohne Induktion auszukommen. Am Rande des »Europäischen Forums Alpbach« hat mich Elie Zahar, ein Schüler Lakatos', mit fol-

Das Ergebnis von Überprüfungen betrifft in der Regel nicht eine einzelne Hypothese, sondern ganze theoretische Systeme, d.h. nomenlogische Hypothesen, Aussagen über Beobachtungen und Zusatzannahmen. Ist ein System falsifiziert, dann muß mindestens eine Aussage im System falsch sein. Die Falsifikation verrät uns aber grundsätzlich nicht, welche Aussage falsch ist, also modifiziert oder eliminiert werden muß. Jede Veränderung des theoretischen Systems zeigt, daß die vorhergehende Falsifikation nicht folgenlos geblieben ist. Dabei *können* die Veränderungen klein sein und Zusatzannahmen oder Meßprozeduren betreffen. Die Veränderungen können aber auch groß sein und den Lakatos'schen ›harten Kern‹ betreffen. Beides ist eine legitime Reaktion auf Falsifikation. Es gibt keine methodologische Regel, die angibt, *wo* ein falsifiziertes theoretisches System verändert werden muß. Die Falsifikation zeigt nur die Notwendigkeit der Veränderung an, ohne den Ort auch nur anzudeuten (vgl. Andersson 1988, S. 189/190).

Wissenschaftstheoretische Überlegungen finden meist in einer idealisierten, realitätsfremden Welt von vereinfachenden Annahmen statt. Bisher habe ich implizit unterstellt, daß wir es mit deterministischen Aussagen zu tun haben. Das gilt in den Sozialwissenschaften so gut wie nie. Kein Soziologe würde z.B. behaupten, daß Unzufriedenheit immer und überall zur Instabilität führt. Man würde stattdessen sagen, daß Unzufriedenheit zur Instabilität beiträgt bzw. die Gefahr der Destabilisierung erhöht. Solche probabilistischen Aussagen sind schwerer prüfbar, weil von ihnen nichts, was möglich ist, ausgeschlossen wird. Man kann eine Gesellschaft, wo man Unzufriedenheit und dennoch Stabilität beobachtet, ja immer als Ausnahme von der Regel betrachten. Um diese Immunisierungsstrategie gegen Erfahrung zu verschließen, benötigt man bei probabilistischen Aussagen Konventionen, die angeben, wieviele Ausnahmen von der Regel unter welchen Bedingungen mit einer Hypothese vereinbar sind. Mit Signifikanztests und Konfidenzintervallen stellt die Inferenzstatistik etwas anspruchsvollere

gendem Argument in Verlegenheit gebracht: Nur mit Hilfe von Induktion läßt sich begründen, warum wir strenger überprüfte und dabei relativ besser bewährte Theorien anderen vorziehen sollten. Wenn wir nicht bereit sind, von der Bewährung einer Theorie bei vergangenen Tests auf ihre künftige Bewährung zu schließen, warum sollten wir dann noch geprüfte und bewährte Theorien gegenüber ungeprüften und weniger bewährten Alternativen bevorzugen? – Obwohl auch Homann (1988, S. 110) Poppers Argumente zur logischen Unhaltbarkeit von Induktionsschlüssen akzeptiert, kommt er dennoch zu einer ähnlich positiven Bewertung von Induktion wie Zahar.

Konventionen bereit, die hier nicht besprochen werden können. Festgehalten werden aber muß, daß Wahrscheinlichkeitsaussagen weniger streng und weniger leicht überprüfbar sind als deterministische Aussagen.

Hypothesen, die raumzeitliche Allgemeinheit beanspruchen, also Geltung immer und überall, die nicht nur überprüfbar sind, sondern außerdem auch schon mehrere Prüfungsversuche möglichst erfolgreich überstanden haben, die als Wenn-dann- oder Je-desto-Aussagen formuliert werden, bezeichnet man oft als Gesetze. In den Sozialwissenschaften bestehen beträchtliche Hemmungen, den Gesetzesbegriff zu verwenden, weil die Prüfungsversuche in Anbetracht des probabilistischen Charakters unserer Aussagen nicht sehr streng sein können, weil die Ergebnisse von Überprüfungen häufig einander widersprechen, weil raumzeitliche Allgemeinheit eher Ausnahme als Regel – vor allem in der Makrosoziologie – ist. Ohne raumzeitlichen Allgemeinitätsanspruch spricht man von Quasi-Gesetzen (Albert 1984, S. 132).

Systeme von zusammengehörigen Hypothesen bezeichnet man als Theorien. Ideal wären Theorien, die möglichst viele, möglichst streng und erfolgreich geprüfte Hypothesen streng logisch bzw. mathematisch aus möglichst wenigen übergeordneten Sätzen ableiten würden. Solche hypothetisch-deduktiven Theorien großer Reichweite haben wir in der Soziologie aber zumindest noch nicht. Die Ableitungszusammenhänge sind meist locker und gehorchen den Regeln der Plausibilität anstelle der formalen Logik oder Mathematik. Außerdem werden oft ad hoc Zusatzannahmen eingeführt. Deshalb spricht man oft von Prätheorie oder Erklärungsskizze statt von Theorie. Auch die Reichweite soziologischer Theorien ist meist gering. Weil der Anspruch mancher schlecht überprüfter oder gar nicht überprüfbarer ›Theorien‹ besonders groß ist, befürworten viele Sozialwissenschaftler die Beschränkung auf Theorien mittlerer Reichweite. Mit der Nutzen- oder Werterwartungstheorie gibt es aber meines Erachtens eine Theorie großer Reichweite – sie ist in der Psychologie, der Ökonomie, der Politikwissenschaft *und* der Soziologie anwendbar – die überprüfbar und überprüft ist und sich trotz etlicher Anomalien oder Falsifikationen *relativ* gut bewährt hat. Sicher bedarf diese Theorie dringend weiterer Verbesserungen, aber ich halte sie für *relativ* besser als ihre theoretischen Konkurrenten und werde sie deshalb in diesem Buch besonders ausführlich behandeln.

Es ist kein Zufall, daß ich bei dieser wissenschaftsphilosophischen Einleitung viel über Hypothesen, Überprüfung, Gesetze und Theorie

gesprachen habe, aber noch nicht über Definitionen. Nach Auffassung des kritischen Rationalismus, wie er von Karl Popper begründet wurde, wie er in Deutschland vor allem von Hans Albert und Gerard Radnitzky verbreitet wird, spielen Definitionen nämlich eine untergeordnete Rolle in der Wissenschaft. Es geht nicht um Worte und deren Wesensgehalt, sondern um Sätze und Zusammenhänge. Definitionen sind nichts als Namen bzw. Abkürzungen. Das ist die nominalistische Begriffsauffassung.

Definitionen können nicht wahr oder falsch sein, wie die Aussage, je mehr *X*, desto mehr *Y*. Sie können nur unfruchtbar sein, d.h. die definierten Begriffe finden keine Verwendung in erfolgreichen Hypothesen oder Theorien. Die Fruchtbarkeit von Begriffen läßt sich grundsätzlich nur im theoretischen Kontext beurteilen. Begriffe können unzweckmäßig sein. Aus Verständigungsgründen ist es nicht sinnvoll, daß wir alle unsere eigene Begrifflichkeit schaffen.

Neben der Nominaldefinition als Namensgebung bzw. Abkürzung spielt auch noch die operationale Definition eine Rolle. Dabei werden die Meßprozeduren für das Vorliegen bzw. den Ausprägungsgrad von Merkmalen festgelegt. Man kann operationale Definitionen als meßtechnisch orientierten Spezialfall von Nominaldefinitionen auffassen.

Im Gegensatz zu Nachbardisziplinen wie der Psychologie oder Politischen Wissenschaft bemühen sich Soziologen eingehender um den Begriffssystemapparat. Manchmal wird von Soziologen sogar der Theoriebegriff auf Systematisierungen von Begriffen angewendet. Meines Erachtens ist das bedauerlich und spiegelt eine Überschätzung von Begriffssystemen unter vielen Soziologen wider, die ich persönlich befremdlich finde. Anstelle des anspruchsvollen Wortes Theorie paßt da besser ein bescheidenes wie begrifflicher Bezugsrahmen. Soziologen, die von solchen Begriffsschemata mehr halten als ich, gehen oft davon aus, daß begriffliche Systematisierung der erste Schritt auf dem Weg der Theoriebildung ist. Ich habe eher den Verdacht, daß in der Soziologie die Produktion von umfassenden Begriffsschemata allzu oft ein Alibi für die Arbeit an prüfbareren Theorien ist.

Auch wer begrifflichen Systematisierungsversuchen so skeptisch und distanziert wie ich gegenübersteht, muß dennoch einige dieser Begriffssysteme lernen bzw. lehren. Denn, sobald sich solche Begriffe und Systematisierungen einmal durchgesetzt haben, ist es aus Verständigungsgründen notwendig, die herrschenden Definitionen und Systeme zur Kenntnis zu nehmen, zu lernen und zu beherrschen. Gerade

weil nach nominalistischer Auffassung Definitionen nicht so wichtig sind, kann man sich bis zum Aufzeigen ihrer Unfruchtbarkeit ruhig dem herrschenden Sprachgebrauch anschließen. Jedenfalls müssen Studenten der Soziologie auch die Begriffe lernen, mit denen Soziologen die soziale Wirklichkeit in den Griff zu bekommen versuchen.

In den Sozialwissenschaften heftiger als anderswo diskutiert wird das Werturteilsfreiheitsproblem, also die Frage, ob Wissenschaft ohne Werturteile möglich und erstrebenswert ist. Auch in dieser Frage orientiere ich mich wieder an Karl Popper (1969b) und Hans Albert (1977): Wer sich als Vertreter einer werturteilsfreien Wissenschaft bezeichnet, verwendet aus geistesgeschichtlichen Kontinuitätsgründen einen mißverständlichen Begriff. Absolute Werturteilsfreiheit kann es nicht geben. Wer eine Hypothese beurteilt, muß sich an Kriterien orientieren, an den dahinter liegenden Werten – etwa dem Wahrheitsideal.

Richtig verstanden ist das Verlangen nach Werturteilsfreiheit also ein Verbot der Vermischung und Verwechslung von verschiedenen Werten. Am Wahrheitsideal orientierte Werturteile müssen möglichst unabhängig von anderen Werturteilen, etwa der ideologischen oder politischen Wünschbarkeit, sein. Auch demjenigen, der sich voll zu bestimmten politischen oder ideologischen Werten bekennt, der sie durchsetzen will, ist nicht damit gedient, Wahrheitsfragen über Zusammenhänge als Wertfragen zu verkennen.

Ob Einkommensverbesserungen die Arbeitsplätze sicherer machen, ist keine Wertfrage, sondern eine Wahrheitsfrage. Ob Demokratie in Entwicklungsländern mit Wirtschaftswachstum oder egalitärer Einkommensverteilung kompatibel ist, ist auch keine Wertfrage, sondern eine Wahrheitsfrage. Manche Werte sind vielleicht nicht gleichzeitig erreichbar, selbst wenn wir das noch so sehr wollen.

Anhänger der sog. Werturteilsfreiheit verfechten also die Unabhängigkeit und Priorität des am Wahrheitsideal orientierten Werturteils vor anderen Werturteilen – nicht zuletzt im Interesse der Verwirklichung anderer Werte. Mit dem Holzhammer formuliert: Patienten werden nicht gesund, wenn oder weil Ärzte sich das wünschen, sondern wenn oder weil sie die wahre Krankheit erkennen und richtig behandeln. Noch so häufiges Scheitern bei der Suche nach der Wahrheit ist kein vernünftiger Grund damit aufzuhören. Das gilt in der Soziologie wie anderswo.

Anhänger der sog. Werturteilsfreiheit wehren sich gegen die Kritik an behaupteten Gesetzmäßigkeiten anhand von nicht am Wahrheits-

ideal orientierten Werturteilen. Sie sind aber – wie ich auch – umgekehrt dazu bereit, Werturteile anhand von vorläufig bestätigten Gesetzmäßigkeiten zu kritisieren. Dazu verwendet man sog. Brückenprinzipien (Albert 1977). Das Werturteil, man solle etwas tun, läßt sich erfahrungswissenschaftlich kritisieren, wenn man das Brückenprinzip »Sollen impliziert Können« akzeptiert. Ob etwas sein kann, ob eine Maßnahme wahrscheinlich den gewünschten Erfolg hat, ist eine Wahrheitsfrage. Wird sie verneint, dann läßt sich der Wunsch oder das Werturteil zugunsten einer Aktion als realitätsfremd und unmöglich zurückweisen. Erfahrungswissenschaft wird dann zum Instrument der Ideologiekritik.

Bisher habe ich viel zu allgemeinen methodologischen Fragen und noch gar nichts zur Soziologie gesagt. Das ist kein Zufall. Denn die Definition der Soziologie ist meines Erachtens nicht wichtiger als sonst Definitionen. Es ist nur eine Namensgebung und eine *vorläufige* Abgrenzung eines Arbeitsgebiets. Die Vorläufigkeit ergibt sich dabei zwangsläufig aus der prinzipiellen Vorläufigkeit menschlichen Strebens nach Wahrheit.

Falls etwa enge Zusammenhänge zwischen sozialpsychologischen und mikrosoziologischen Begriffen, Variablen, Hypothesen und Theorien bestehen, verliert eine Abgrenzung an Wert.³ Mit Veränderung unseres Kenntnisstandes werden dann Abgrenzungen neu vorgenommen. Überspitzt formuliert kann man sogar sagen, daß aus unterschiedlichen Kenntnissen und Interessen verschiedener Soziologen verschiedene Abgrenzungen des Faches resultieren. Soziologie⁴ wäre dann, was Soziologen machen. Obwohl ich den Wert von Soziologiedefinitionen recht skeptisch beurteile, möchte ich doch eine davon zitieren: »Soziologie ist die Untersuchung des Handelns von Menschen in Reaktion auf das Handeln anderer Menschen oder der diese repräsentierenden Instanzen (Scheuch und Kutsch 1975, S. 55).« Am besten gefällt mir an dieser Definition, daß man das Wort »Soziologie« durch »Sozialpsychologie« oder gar »Ökonomie« ersetzen kann und die Definition auf die vermeintlich anderen Fächer immer noch paßt.

Nicht akzeptieren kann ich das Soziologieverständnis von Durkheim (1895/1965, S. 221), wonach das Fach »eine von den übrigen Wis-

³ Wisweddes (1985) Lehrbuch der Soziologie verzichtet auf unfruchtbare Abgrenzungen zwischen der Sozialpsychologie und der Soziologie. Das zeichnet es vor anderen Einführungen aus.

⁴ Der Begriff wurde im 19. Jahrhundert von dem Franzosen Auguste Comte geprägt.

senschaften nicht erforschte Gattung von Tatbeständen zum Stoffe hat« und außerdem auch noch über eine eigene Methode verfügt oder verfügen sollte. Soziologen können und müssen für andere theoretische Sozialwissenschaften offen sein; sie können und müssen vor allem von der Sozialpsychologie und der Ökonomie viel lernen.

2. Individuum und Gruppe

Von wenigen Einsiedlern abgesehen leben Menschen in Familien, Gruppen und Gesellschaften. Der soziale Charakter menschlichen Lebens und Handelns kann deshalb mit Recht als anthropologische Universalie gelten. Fragen wir uns, warum Menschen sozial und nicht etwa vereinzelt leben, welche Vorteile sich für den Menschen aus dem Zusammenleben ergeben. Offensichtlich gäbe es ohne Zusammenleben keine Menschen (mehr). Fast ebenso offensichtlich reichen auch gelegentliche Geschlechtskontakte zwischen Männern und Frauen nicht aus, um die Reproduktion der Gattung Mensch sicherzustellen. Denn aus der langsamen frühkindlichen Reifung des Menschen folgt, daß für ihn soziale Fürsorge und Schutz wesentlich länger und intensiver sein müssen als bei anderen Säugetieren. Nicht unbedingt wie in unserer Gesellschaft, aber irgendwie muß diese soziale Fürsorge für den Nachwuchs sozial organisiert werden.

Familienähnliches Zusammenleben von Jung- und Elterntieren kann man auch sonst im Tierreich beobachten. Trotz des unterschiedlich schnellen Reifungsprozesses von Mensch und Tier kann dieser Unterschied *allein* nicht hinreichend den sozialen Charakter menschlichen Lebens und Handelns verständlich machen. Auch ein anderer naheliegender Gedanke greift zu kurz: Zusammenarbeiten, etwa beim Tragen und Heben, kann die Kräfteaddition erlauben. Auch bei der Jagd oder im Krieg ist die Gruppe dem Individuum überlegen. Diese Vorteile motivieren zur Zusammenarbeit – allerdings nur, wenn man Erkenntnis dieser Vorteile schon voraussetzt.⁵ Damit stellt sich die Frage, ob die

⁵ Genau genommen folgt aus der Erkenntnis der Vorteilhaftigkeit von Zusammenarbeit noch kein hinreichender Anreiz zur Zusammenarbeit, wie vor allem Olson (1968) in seiner ›Logik des kollektiven Handelns‹ gezeigt hat. Diese Probleme werden in den Abschnitten 3, 10 und 11 gründlich besprochen. Auch experimentelle Studien zeigen *nicht immer* die Überlegenheit von Gruppenleistungen verglichen mit der Summe von Individualleistungen (vgl. Stroebe and Frey 1982; Witte 1989, S. 507 f.).

Gruppe gegenüber dem Einzelnen auch *Erkenntnisvorteile* besitzt. Den *potentiellen* Leistungsvorteil der Gruppe dabei kann man auch experimentell dokumentieren.

Hofstätter (1971, S. 33) beschreibt ein ursprünglich von Poffenberger durchgeführtes Experiment. Zehn Vergleichsfiguren mit geringfügig unterschiedlichem Flächeninhalt, aber deutlich unterschiedlicher Form sind vorgegeben. Die sieben Versuchspersonen sollen herausfinden, welche der Vergleichsfiguren relativ größer als die anderen sind, und diese in eine Rangreihe bringen. Die Schwierigkeit der Aufgabe entsteht dadurch, daß die stark unterschiedlichen Formen die nur geringfügig unterschiedlichen Flächeninhalte kaum erkennbar werden lassen. Deshalb hat auch keine der sieben Versuchspersonen die Aufgabe allein richtig gelöst. Der beste »Sucher« bzw. erfolgreichste »Finder« verwechselt immer noch das größte mit dem drittgrößten oder das kleinste mit dem drittkleinsten Objekt und macht auch sonst etliche zusätzliche Fehler.

»Gruppen«bildung, d. h. genauer die Bildung synthetischer Gruppen, kann die Findeleistung erheblich verbessern. Dazu summiert man einfach die sieben Rangschätzungen der Versuchspersonen auf, dividiert durch deren Anzahl und erhält den mittleren Rangplatz als synthetische Gruppenschätzung. Im Gegensatz zum erfolgreichsten Individuum erkennt die Siebener-»Gruppe« jetzt das größte und die beiden kleinsten Objekte richtig.

Systematischer lassen sich Gruppen- und Individualleistungen mit Hilfe der Rangkorrelationen zwischen wahrer Lösung einerseits und Individual- oder Gruppenlösungen andererseits beurteilen. In unserem Beispiel korreliert⁶ die Rangreihe der Siebener-Gruppe 0,79 mit der wahren Rangreihe, während die Individualleistungen zwischen -0,03 und +0,67 mit dem Kriterium korrelieren. Die synthetische Gruppe ist damit nicht nur besser als das durchschnittliche Mitglied, sondern sogar besser als das beste! Wenn man die Gruppengröße von 7 auf 20 Mitglieder erhöht, läßt sich eine weitere Verbesserung des Gruppenurteils und eine Steigerung der Korrelation auf 0,92 erreichen.

⁶ Korrelationen können zwischen -1,00 und +1,00 variieren. Bei einer Korrelation von -1,00 oder +1,00 zwischen der Variablen *X* und der Variablen *Y* kann man bei Kenntnis von *X* mit Sicherheit auf *Y* schließen. Bei einer Korrelation von 0,0 sind derartige Schlüsse einfach unmöglich. Positive Korrelationen besagen, daß ein Objekt *i* bei hoher Merkmalsausprägung auf *X* in der Regel auch eine hohe Ausprägung auf *Y* zeigt. Negative Korrelationen besagen, daß ein Objekt *j* bei hoher Merkmalsausprägung auf *X* in der Regel eine niedrige Ausprägung auf *Y* zeigt.

Hofstätter (1971, S. 43) beschreibt noch ein weiteres, ursprünglich von Herzog übernommenes Experiment. Neun Sprecher im Alter von 12–58 Jahren haben 1931 dieselbe kurze Zeitungsmeldung im Wiener Rundfunk verlesen. Die Zuhörer sollten das Alter der Sprecher schätzen. 2700 Einsender haben sich am Radio-Experiment beteiligt. Die Qualität der Einzelschätzungen läßt sich wieder über die Korrelationen zwischen diesen und dem wahren Alter erfassen. Obwohl die 2700 Korrelationen nicht berichtet sind, kann Hofstätter mit Hilfe einer aus der Testtheorie übernommenen Formel ermitteln, daß die durchschnittliche Altersschätzung sehr, sehr schlecht gewesen sein muß, denn sie korreliert mit 0,001 fast gar nicht mit dem wahren Alter. Obwohl der durchschnittliche Einsender also extrem schlecht schätzte, ist die Gruppenleistung hervorragend. Das über 2700 Einsender gemittelte Schätzalter korreliert nämlich 0,76 mit dem wahren Alter. Gruppenbildung kann also unter Umständen aus den winzigsten Wissensfünkchen noch ein achtbares Resultat hervor»zaubern«. Aber wie und unter welchen Bedingungen?

Der Gruppenvorteil relativ zu den Individuen beruht auf der Möglichkeit des Fehlerausgleichs. Wenn Überschätzungen und Unterschätzungen des Sprecheralters gleich wahrscheinlich (bzw. häufig) sind, dann läuft die Berechnung von Mittelwerten auf einen Fehlerausgleich bzw. eine Elimination von Fehlern hinaus. Die Elimination von Schätzfehlern durch Fehlerausgleich gelingt dabei mit zunehmender Gruppengröße immer besser. Bei nur zwei Schätzern ist es ja noch möglich, daß sich beide in die gleiche Richtung verschätzen, bei Hunderten oder gar Tausenden wird das unwahrscheinlich.

Aber auch beim Übergang vom Individuum zur Zweiergruppe entsteht schon ein deutlicher Gruppenvorteil. Man stelle sich vor, daß zwei Versuchspersonen 10 Aufgaben innerhalb kurzer Zeit lösen sollen. Es handelt sich dabei etwa um Anagramm-Aufgaben, wobei etwa aus »NESBE« »BESEN« werden soll. Person *A* habe eine Lösungswahrscheinlichkeit von 0,5, d.h. *A* löse 5 der 10 Aufgaben. Person *B* habe eine Lösungswahrscheinlichkeit von 0,4, d.h. *B* löse nur 4 der 10 Aufgaben. Wieviele Aufgaben lösen beide zusammen?

Unterstellen wir zunächst, daß *A* und *B* voneinander unabhängig arbeiten. Dann gilt, daß beide Partner mit $p_A \cdot p_B = 0,5 \cdot 0,4 = 0,2$ Wahrscheinlichkeit finden, daß nur *A* findet mit $p_A \cdot (1-p_B) = 0,5 \cdot 0,6 = 0,3$, daß nur *B* findet mit $p_B \cdot (1-p_A) = 0,4 \cdot 0,5 = 0,2$, daß weder *A* noch *B* finden mit $(1-p_A) \cdot (1-p_B) = 0,5 \cdot 0,6 = 0,3$. Wenn man richtig gerechnet

hat, dann müssen sich diese Wahrscheinlichkeiten zu 1,0 aufsummieren, weil wir alle denkbaren Möglichkeiten erschöpft haben.

Falls wir optimistischerweise unterstellen, daß derjenige, der eine richtige Lösung findet, auch seinen Partner davon überzeugen kann, dann ist die Wahrscheinlichkeit, daß die Gruppe $A + B$ nicht findet, gleich der Wahrscheinlichkeit, daß weder A noch B finden – in unserem Beispiel also 0,3. Während A 5 von 10, B 4 von 10 Aufgaben löst, werden beide zusammen 7 von 10 schaffen, d. h. die Gruppe wird mehr als das beste Mitglied erreichen.

Überlegen wir noch kurz, was bei steigender Gruppengröße passiert. Der Einfachheit halber unterstellen wir, daß jedes Individuum eine Erfolgswahrscheinlichkeit von 0,5 hat und deshalb auch eine Mißerfolgswahrscheinlichkeit von 0,5. Die Wahrscheinlichkeit, daß zwei nicht finden, ist $0,5^2 = 0,25$, daß drei nicht finden $0,5^3 = 0,125$, daß 4 nicht finden $0,5^4 = 0,0625$. Entsprechend sind die Erfolgchancen für einen 0,5, für zwei 0,75, für drei 0,875, für vier 0,9375. Das illustriert zweierlei, nämlich erstens den Vorteil einer großen Zahl von Gruppenmitgliedern, weil mehr Mitglieder weniger Fehler bedeuten, und zweitens den abnehmenden Zusatzerfolg durch weitere Mitglieder. Das zweite Mitglied bringt in unserem Beispiel noch einen Erfolgchancenzuwachs von 0,25 (oder 25 %), daß dritte nur noch 0,125, das vierte gar nur noch 0,0625.

Bisher haben wir festgestellt, daß Gruppen wegen des statistischen Fehlerausgleichs bei Suchaufgaben Individuen überlegen sind, daß diese Überlegenheit mit der Gruppengröße wächst. Hofstätter (1971, S. 42) bezeichnet deshalb die Gruppe als potentiell allwissend, denn unendlicher Gruppengröße entspricht dabei die perfekte Findeleistung. Die Überlegenheit der Gruppe bei Suchaufgaben ist allerdings an bestimmte Voraussetzungen geknüpft, die wir zwar implizit vorausgesetzt, aber noch nicht hinreichend expliziert haben. Damit zusammenhängt, daß sowohl das Figurenvergleichs- als auch das Radioexperiment sich auf synthetische im Gegensatz zu realen Gruppen beziehen. In beiden Fällen ist das »Gruppen«urteil ja nicht von der Gruppe, sondern vom Versuchsleiter durch Berechnung von Mittelwerten gebildet worden. In realen Gruppen hätte manches schief gehen können. Überlegen wir deshalb die Bedingungen, unter denen auch eine reale Gruppe vom Fehlerausgleich und der daraus resultierenden Überlegenheit der Gruppe profitieren kann.

Eine erste Voraussetzung dafür, daß Gruppenleistungen besser als Individualleistungen sein können, ist, daß die Gruppenmitglieder mit-

einander kommunizieren. Andernfalls könnte derjenige, der – vielleicht als Erster oder Einziger – die richtige Antwort findet, ja nicht auf die Gruppe einwirken und damit die gemeinsame Lösung bestimmen. Weil man Klein- oder Primärgruppen (im allgemeinen) durch Interaktionen definiert, dürfte diese Voraussetzung dort (meist) gegeben sein. Anders ist es bei Großgruppen wie etwa den Atomforschern. Die Kommunikationsbedingung ist verletzt, weil sowjetische und amerikanische Kollegen die Informationen nicht immer bereitwillig ausgetauscht haben. Die maximale »Gruppen«leistung kann deshalb nicht erreicht werden, d.h. der weltweite wissenschaftliche Fortschritt wird verlangsamt. (Wenn die weltpolitische Konkurrenz die staatliche Forschungsfinanzierung erhöht – wie bei der Atomforschung während des kalten Krieges plausibel – kann dieser Effekt allerdings mehr als kompensiert werden.)

Zweitens, wenn jemand die richtige Lösung eines Suchproblems vorschlägt, dann müssen die anderen auch diese Lösung akzeptieren – statt sich auf eine zwar falsche, aber weiter verbreitete Lösung zu einigen oder eine, die von einem populären oder rhetorisch geschickten Gruppenmitglied befürwortet wird. In Wirklichkeit ist die Richtigkeit einer Problemlösung nur selten so leicht erkennbar, wie wenn man beurteilen soll, ob NESBE dieselben Buchstaben wie BESEN enthält. Daß die Akzeptierungsbedingung oft verletzt wird, läßt sich gut mit Beispielen aus der Wissenschaftsgeschichte illustrieren. Das heliozentrische Weltbild wurde nicht sofort als richtig akzeptiert. Derjenige, der zuerst im Neandertaler einen Fund aus der Früh- oder Vorgeschichte der Menschheit erkannte, wurde lebenslänglich verlacht und erst nach seinem Tode rehabilitiert.

Die dritte Voraussetzung für einen Fehlerausgleich und darauf begründete erhöhte Gruppenleistung ist, daß die Gruppenmitglieder *unabhängig voneinander* suchen und Lösungsvorschläge unterbreiten. Wenn *B* immer das vorschlägt, was auch *A* sagt, kann *B* zur Korrektur von *As* Fehlern nicht beitragen. Wenn *B* allen Lösungsvorschlägen von *A* automatisch ein Nein entgegengesetzt, sind *Bs* Vorschläge auch nicht mehr von den vorherigen *As* unabhängig. Außerdem würde *B* mit der automatischen Oppositionsstrategie auch die Akzeptierungsbedingung verletzen. Die Unabhängigkeitsbedingung dürfte in realen Gruppen selten, wenn überhaupt je perfekt erfüllt sein – im Gegensatz zu synthetischen Gruppen, wo die Versuchspersonen überhaupt nicht miteinander interagieren.

Als vierte und letzte Voraussetzung kann man noch anführen, daß die Findewahrscheinlichkeit des Gruppenmitglieds über Null sein muß. Wo diese Bedingung nicht erfüllt ist, werden Individuen und Gruppen gleichermaßen erfolglos sein.

Das für synthetische Gruppen entwickelte Wahrscheinlichkeitsmodell der Gruppenleistung – wobei der synthetische Charakter die Erfüllung der besonders problematischen Bedingungen Unabhängigkeit der Lösungsvorschläge *und* Akzeptieren der Erkenntnisbeiträge sicherstellt – gibt das theoretisch erreichbare Maximum an, d.h. reale Gruppen liegen meist beträchtlich darunter, wenn auch vielfach über der besten Einzelleistung und häufiger noch über der Durchschnittsleistung (vgl. Kelley and Thibaut 1969; Witte 1989, S. 512 f.). Selbst wenn Gruppen den Fehlerausgleich zu nutzen verstehen, kann Gruppenarbeit allerdings immer noch ineffizient sein, wenn man gelöste Aufgaben pro Zeiteinheit als Kriterium verwendet, unter anderem weil manche richtige Lösungen gleichzeitig von zwei oder mehreren Mitgliedern vorgeschlagen werden und weil in der Praxis auch Organisationskosten entstehen dürften.

Bass (1977) berichtet über eine Studie, die die Leistungsfähigkeit von Gruppen- und Individualentscheidungen im Wirtschaftsleben untersucht. Befragt worden sind 118 amerikanische Unternehmen, die Produktionsstätten im Ausland aufgebaut haben. Die Entscheidungen darüber, wo man investieren sollte, wurden teils von Einzelpersonen, teils von Kollegialorganen gefällt. Im Rückblick erwiesen sich dann die Entscheidungen als fruchtbarer, die von Gruppen statt von Individuen gefällt wurden.

Gruppen erzeugen nicht nur die Möglichkeit des Fehlerausgleichs, sondern auch Motivationseffekte, die recht problematisch sein können, wie die Experimente zum Hilfeverhalten zeigen (Latané and Rodin 1969; Bierhoff 1987). Dabei hören die Versuchspersonen, wie eine Büroangestellte im Nachbarraum erst auf einen Stuhl klettert, wie es dann kracht, und schließlich, daß die Frau stöhnt. Untersucht wird, ob die Versuchspersonen nachsehen, was passiert, bzw. ihre Hilfe anbieten. Alleine versuchen ca. 70 Prozent der Versuchspersonen zu helfen. Die Gegenwart anderer Personen, vor allem von Fremden oder von nicht aus der Ruhe zu bringenden Komplizen des Versuchsleiters, führt zur Reduktion der Hilfsbereitschaft. Sogar miteinander befreundete Versuchspersonen sind zusammen nur so hilfsbereit wie sonst eine Person und nicht etwa wie zwei unabhängig voneinander handelnde Per-

sonen ohne Kontakt miteinander. Man kann das als gruppeninduziertes Abschieben von Verantwortung bezeichnen.

Zusammenleben und -arbeiten von Menschen in Gruppen erlaubt also prinzipiell die notwendige lange Fürsorge für den Nachwuchs, die Zusammenfassung von physischen Kräften, unter Umständen auch die Zusammenfassung von Wissen bzw. Wissensfünkchen und die Verringerung von Fehlern. Der soziale Charakter der menschlichen Erkenntnis läßt sich auch mit dem Hinweis auf die Sprache, als Werkzeug des Denkens und der Übermittlung seiner Resultate, illustrieren. Vielleicht noch bedeutsamer ist, daß erst der soziale Kontakt dem Menschen Verhaltenssicherheit gibt. Nach Arnold Gehlen (1950) ist der Mensch ein instinktunsicheres Lebewesen. Während das Tier durch Instinkte und angeborene Auslösermechanismen Verhaltenssicherheit von der Natur her mitbekommt, muß der Mensch sich im sozialen Kontakt funktionale Äquivalente besorgen. Hofstätter (1971) spricht in diesem Zusammenhang von Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens, Soziologen meist von Normen. Der soziologische Begriff der Norm ist dabei allerdings enger als Hofstätters Bestimmungsleistung. Eine Bestimmungsleistung kann (muß aber nicht) auf rein kognitive Klärung beschränkt sein, während soziale Normen Handlungsweisen vorschreiben, die Erwartung der Normkonformität begründen, normbezogenes Verhalten bewerten, positiv im Falle der Konformität, negativ im Falle der Abweichung.

Der Mensch ist immer wieder mit Problemen konfrontiert, wo es keine oder unzureichende Kontrollmöglichkeiten zur Überprüfung des eigenen Urteils gibt. Beispiel: Wann ist ein Mensch erwachsen? Mit 18? oder 21? Das ist kein Such- und Findeproblem, wo es eine erkennbar richtige Antwort gibt, sondern ein Normierungs- oder Bestimmungsproblem. Der Gruppenkonsens schafft dabei soziale Gewißheit und entlastet das Individuum, d.h. vermittelt Verhaltenssicherheit. Dazu Hofstätter (1971, S. 63): »Wir verankern uns als soziale Wesen durch gegenseitige Abstimmung unserer Urteile in der Welt. Meistens tun wir noch ein übriges, um die getroffene Festsetzung zu sichern, wir stattdessen diese nämlich mit dem Prädikat der ›Selbstverständlichkeit‹ aus.«

Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens können mehr oder weniger problematisch sein. Das Rechtsfahrgebot im Straßenverkehr illustriert eine Bestimmung, bei der es ausschließlich darauf ankommt, daß irgendeine Bestimmung vorgenommen und durchgesetzt wird, wo aber der konkrete Inhalt gleichgültig ist, weil ein Linksfahrgebot eben-

so tauglich wie das Rechtsfahrgebot zur Verkehrsregelung wäre. Andere Bestimmungsleistungen sind inhaltlich nicht so beliebig. Man kann zwar das Erwachsensein und die entsprechenden Rollenverpflichtungen mit 18 oder 21 beginnen lassen, aber offensichtlich nicht mit 3 oder mit 82. In dieser Frage haben es (die meisten oder) alle Gesellschaften fertig gebracht, brauchbare Bestimmungsleistungen zu vollbringen, vielleicht weil es mit der durch das Lebensalter beeinflussten Leistungsfähigkeit des Menschen noch ein Außenkriterium gibt. Wo das völlig fehlt bzw. selbst erst durch eine Bestimmungsleistung erzeugt wird, können die Ergebnisse sozialer Reduktion von Ungewißheit so problematisch sein, wie wenn man Hexen für irgendwelche Übelstände verantwortlich macht und auf dem Scheiterhaufen verbrennt. Gruppenleistungen vom Typus des Bestimmens sind also einerseits unerlässlich und funktional im Sinne der Reduktion von Ungewißheit, andererseits nicht immer unproblematisch. Wenn Such- und Findaufgaben schwierig sind, wenn man zwar prinzipiell, aber nicht leicht richtig und falsch unterscheiden kann, dann neigen Gruppen zu vor-schnellen Bestimmungsleistungen bzw. dazu, Suchprobleme durch Bestimmung und Konsens zu beantworten.

Dazu als Illustration Sherifs Experiment zum autokinetischen Effekt (Hofstätter 1971, S. 58/59; Witte 1989, S. 479/480): Die Versuchspersonen befinden sich in einem völlig verdunkelten Raum, in dem ein kleiner, wenig intensiver Lichtpunkt kurze Zeit gezeigt wird. Weil menschliche Augenachsen niemals ganz ruhig bleiben, scheint sich der objektiv feststehende Lichtpunkt zu bewegen. Obwohl Versuchspersonen mit möglichst weit auseinander liegenden Individualschätzungen zu Dreiergruppen zusammengefaßt werden, führt Gruppenbildung und Kenntnis der anderen Schätzungen schnell zu einer Konvergenz der Schätzungen – auch ohne Konformitätsdruck seitens des Versuchsleiters. Es wird also eine Gruppenleistung vom Typus des Bestimmens erbracht, die auch aufrecht erhalten wird, wenn die Versuchspersonen nach dem Gruppenurteil wieder zu Einzelurteilen aufgefordert werden. Hofstätter (1971, S. 59) faßt den Befund folgendermaßen zusammen: »Hier wird also innerhalb einer sehr kleinen Gruppe eine Behauptung über die Konstitution der gemeinsamen Umwelt formuliert, die unbeschadet ihrer Falschheit eine gewisse Verbindlichkeit besitzt. Die Gruppe trägt, wie man auch sagen könnte, eine neue Ordnungsstatsache in das Bild ihrer Welt.«

Eine der bedeutsamsten Gruppenleistungen vom Typus des Bestim-

mens ist die Unterscheidung zwischen »uns« und »denen« und die Zuschreibung von Merkmalen für »uns« und »die«, d.h. die Bildung von Stereotypen. Auf harmlose Art kann man das mit den Ferienlager-Untersuchungen Sherifs (nach Hofstätter 1971, S. 108 ff.) illustrieren. Der Versuch läuft in vier Phasen ab, wobei jede Phase drei oder vier Tage dauert. Teilnehmer an dem Versuch sind ca. 12jährige Jungen. In der ersten Phase haben die Jungen Gelegenheit, sich kennenzulernen. Dabei entwickeln sich spontan Freundschaftsbeziehungen.

Entgegen diesen anfänglichen Sympathien werden die Jungen in der zweiten und dritten Phase, die wir hier nicht unterscheiden wollen, in zwei Untergruppen mit je einem Dutzend Mitgliedern zusammengefaßt, die zusammen wohnen, arbeiten und spielen. Obwohl die Untergruppen entgegen den in der ersten Phase vorhandenen Sympathien gebildet worden sind, entwickeln sich in beiden Untergruppen – gemäß Homans' (1950/1972a) Kontakt-Sympathie-Regel⁷ – schnell neue Sympathien und eine gemeinsame Interpretation der eigenen Untergruppe wie der Fremdgruppe. Beobachter haben die Jungen gefragt, ob die Mitglieder der eigenen oder der anderen Untergruppe (alle oder einige von ihnen) mutig, ausdauernd, ordentlich, hinterlistig, spielverderberisch oder unsauber seien. Beide Untergruppen vollbrachten die üblichen Bestimmungsleistungen: »Wir« sind eher »mutig, ausdauernd, ordentlich«. »Die« sind eher »hinterlistig, spielverderberisch und unsauber«. Man beachte, daß zunehmender Zusammenhalt in der eigenen Gruppe mit Abgrenzung und Ablehnung der Fremdgruppe einhergeht, daß das positive Autostereotyp sich durch Kontrast mit einem negativen Heterostereotyp manifestiert. Daß die Bestimmungsleistungen über den Charakter der Mitglieder der beiden Untergruppen sachlich gerechtfertigt sind – also von einem neutralen Beobachter nachvollziehbar – ist natürlich höchst unwahrscheinlich.

In der vierten und letzten Phase des Experiments ändern sich die Stereotype auch deutlich. Der Versuchsleiter reintegriert nämlich die beiden Untergruppen. Dabei verwendet er als Hilfsmittel den gemeinsamen Gegner, d.h. die Lagerteilnehmer sollen im sportlichen Wettkampf mit auswärtigen Mannschaften konkurrieren. Er schafft gemein-

⁷ Homans (1950/1972a) selbst verwendet den einprägsamen Ausdruck Kontakt-Sympathie-Regel nicht. Außerdem hat Homans (1961/1972b) später darauf hingewiesen, daß nur belohnende Kontakte Sympathie erzeugen, nicht aber für mindestens einen Beteiligten unangenehme Kontakte, wie sie oft mit Hierarchien oder Autoritätsbeziehungen verbunden sind.

same Probleme, d. h. Lagerteilnehmer müssen gemeinsam die unterbrochene Wasserversorgung sicherstellen. Er eröffnet gemeinsame Chancen, wie die Entleihung eines Films, wozu beide Untergruppen finanziell beitragen müssen, oder einen gemeinsamen Ausflug. Die sachlich notwendigen, zunehmenden und positiven Kontakte zwischen den Untergruppen führen zum Abbau der Rivalitäten und zur Neubewertung des Heterostereotyps. Die eigene Untergruppe bleibt zwar mutig, ausdauernd und ordentlich, aber diese Prädikate werden jetzt auch der anderen Untergruppe zugestanden – wenn auch nicht ganz im gleichen Ausmaß wie der eigenen.

Die Tendenz zur Stereotypisierung und die Abwertung von Fremdgruppen ergibt sich zwangsläufig daraus, daß Gruppen zumindest partiell unabhängig von ihrer Umwelt eigene Normen entwickeln. Wer von den Normen abweicht, wird durch Mißbilligung sanktioniert. Nichtmitglieder müssen schon mangels Kenntnis der Normen abweichen, werden aber dennoch sanktioniert. Aber das ist nur eine partielle Erklärung für die negativen Heterostereotype, denn (amerikanische) Befragungspersonen sind auch bereit bei fiktiven Völkerschaften (z. B. Danireer) Bestimmungsleistungen zu vollbringen und diesen negative Charakteristika zuzuschreiben (Hofstätter 1966, S. 165).

Das Grundmuster der Stereotypenbildung läßt sich am anschaulichsten durch die »Schöpfungsgeschichte« der Irokesen illustrieren. Auch dort krönt Gott sein Werk mit der Erschaffung des Menschen. Er hat drei verschiedene Figuren aus Teig im Backofen. Zuerst nimmt er die eine heraus. Die ist unreif, nicht völlig durchbacken, bläßlich und weiß. Sie ist der Stammvater der Weißen. Nach einer Weile nimmt er die zweite Figur heraus. Die ist wohldurchbacken und schön gebräunt – die Freude des Schöpfers und der Stammvater der Indianer. Die dritte Figur hat Gott in seiner Freude über die wohlgeratene zweite vergessen und zu lange im Ofen gelassen; sie ist angebrannt und schwarz, der Stammvater der Neger.

Der Unterschied zwischen »uns wohl geratenen Irokesen bzw. Indianern« und den auf die eine oder andere Art mißratenen Weißen oder Schwarzen wird hier sogar auf Gott zurückgeführt. »Wir« sind auserwählt, »die« nicht – und man kann es deutlich sehen. Obwohl die Auto- und Heterostereotype moderner Gesellschaften meist nicht so schön bildhaft sind wie die der Irokesen, sind sie dennoch nach den gleichen Prinzipien aufgebaut.

Analogien zur willkürlichen Stereotypisierung im Sherif'schen Fe-

rienlager, einschließlich des schnellen Wandels der Heterostereotype, lassen sich leicht finden: Während des 2. Weltkrieges war das amerikanische Heterostereotyp über die Russen positiver als über die Deutschen, mit dem Kalten Krieg wird es umgekehrt. Das Attribut der Grausamkeit hat den mutmaßlichen Träger gewechselt. Noch jüngeren Datums ist der Wechsel des Heterostereotyps über die Chinesen. Natürlich sind auch deutsche Stereotype ähnlichem Wandel unterworfen. Im zweiten Weltkrieg wurden Amerikaner bei uns anders beurteilt als in der Nachkriegszeit. Deutschland illustriert den interessanten Fall einer vorübergehenden Aufspaltung des Autostereotyps. Mit der Zonengrenze und der Teilung hatten die innerdeutschen Kontakte abgenommen. Nach der Homans'schen Kontakt-Sympathie-Regel führte das zu abnehmenden Sympathien und generell zu sich differenzierenden Vorstellungen und Gefühlen, auch zur Entwicklung eines westdeutschen Autostereotyps und eines ostdeutschen Heterostereotyps, wobei den Ostdeutschen die positiven Prädikate des »typischen Deutschen« Mitte der 60er Jahre vorenthalten wurden (Weede 1965; Hofstätter 1966, S. 449/50).

In Sherifs oben beschriebener Studie zum autokinetischen Phänomen gab es keine klar strukturierte Reizsituation. Die Beeinflussbarkeit des Menschen durch seine Mitmenschen läßt sich natürlich auch in klar strukturierten Situationen demonstrieren. Asch (vgl. Witte 1989, S. 480 f.) hat seinen Versuchspersonen eine Linie vorgegeben und sie aufgefordert, diejenige von zwei oder drei anderen Linien herauszufinden, die der Standardlinie in der Länge entsprach. Ohne irritierende soziale Einflüsse konnten 93 Prozent der Versuchspersonen diese Aufgabe richtig lösen. Vertraute des Versuchsleiters haben in der Experimentalsituation falsche Lösungen gewählt und damit die Versuchspersonen beeinflusst. Witte (1989, S. 480) faßt die Ergebnisse so zusammen: »Bei einer einheitlich falsch urteilenden Majorität von mindestens drei Personen erwiesen sich nur mehr 67 % der Urteile als richtig. Insgesamt wurden 80 % der Personen mindestens einmal von der Majorität zu einem Fehlurteil veranlaßt.« Die Erzeugung von massiv erhöhten Fehlerquoten in derartigen Experimenten setzt allerdings *einheitlichen* sozialen Druck durch Vertraute des Versuchsleiters voraus.

Vom Tachistoskop-Experiment mit dem autokinetischen Phänomen über das manipulierbare Heterostereotyp im Ferienlager und die Schöpfungsgeschichte der Irokesen bis hin zu zeitgeschichtlichen Wandlungen von Selbst- und Fremdbildern haben die Gruppenlei-